

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



N<sup>o</sup> 2.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

## Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

### II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Mitglieder der Expedition mußten natürlich den größeren Theil ihrer Zeit der Beobachtung der verschiedenen Instrumente widmen, doch blieb auch noch einige Muße übrig für die Untersuchung des ja fast noch jungfräulichen Landes und die auch aus Gesundheitsrückichten unbedingt nöthige Jagd. Diese war im Anfange wenigstens trotz des Mangels von Hunden nicht schwierig, denn das Wild war durchaus nicht scheu, und selten blieb eine Jagdexpedition ohne Beute. Allerdings war das Wild nicht sehr mannigfaltig und bestand fast ausschließlich in Wasservögeln, Gänzen, Enten, Kormoranen, Möven, die man bequemer aus dem Boote, als wie zu Lande erreichen konnte. Aber auf dem Hochplateau und in den 300 bis 400 m hohen Hügeln fanden sich auch einige schmackhafte Landvögel, eine Gans (*Bernicla magellanica* Gmel.) und ein kleines Rebhuhn (*Attagis malouina* s. *falklandica*), und tiefer unten am Rande der Moore, leider nur zu selten, zwei Schnepfenarten (*Gallinago nobilis* und *Paraguiae*). Haarwild fand sich kaum, die Jagd auf die spärlichen Pelzrobben hätte mehr Zeit erfordert, als den Forschern zur Verfügung stand, und die einzelnen Fische, welche sich in den Waldungen der Umgegend fanden, waren ohne Hunde unmöglich zu jagen; doch gelang es, einige für das Museum in Schlingen zu fangen und dadurch gleichzeitig den kleinen Hühnerhof von gefährlichen Feinden zu befreien.

Fische waren in der Drangebai nichts weniger als

selten, aber im Winter schienen sie gänzlich zu fehlen; im Sommer dagegen war das Angeln eine Lieblingsunterhaltung in den Mußestunden und man brauchte nur ein paar Schritte vom Ufer hinauszufahren, um ziemlich große und sehr wohlschmeckende Fische zu fangen. Die Matrosen lernten sie auch bald mit den Händen zwischen den Algen greifen. Die gemeinste Art war eine *Notothenia*. Reichere Ausbeute lieferte einige Wochen hindurch die Netzfischerei im tiefen Wasser, *Merluccius Gayi* Rich. wurde in großen Quantitäten gefangen und theils frisch verbraucht, theils eingefalzen. Die Beute wurde leider sehr geschmälert durch die Gefräßigkeit einer Lamprete, welche von ihren Mitgefangenen nur Kopf und Gräten übrig ließ. Auch einige große Krebse (*Paralomis granulatus* Lucas und *Lithodes antarcticus* Jaq. et Lucas) fanden sich mitunter im Netze, wurden aber nicht gegessen. Mit dem Winter verschwanden die Fische gänzlich; sie scheinen dann nördlich zu ziehen, denn im Beagle-Kanal findet man sie das ganze Jahr hindurch. Im Süßwasser fand sich nur selten eine kleine Art von *Galaxias*.

Viel Unterhaltung bot die Photographie. Man hatte zwei Apparate mitgenommen, einen Excursionsapparat und einen größeren, welcher auf der Station aufgestellt wurde. Nach und nach wurden fast sämmtliche Eingeborene der Umgegend aufgenommen, und sie machten nicht die geringsten Schwierigkeiten, selbst die kleinen Kinder ließen sich



durch den Apparat nicht im mindesten aus ihrer Ruhe bringen und hielten mit Erwachsenen, zu Gruppen vereinigt, besser Stand, als man von ihren europäischen Altersgenossen hätte erwarten können. So erhielt man eine ganze Anzahl in ethnographischer Hinsicht äußerst werthvoller Bilder, von denen wir unseren Lesern auch einige vorführen. Sie geben ein treueres Bild von den Feuerländern, als die sorgsamsten Messungen und Beschreibungen. Die Aufnahmen bei Excursionen boten freilich große Schwierigkeiten, denn von Wegen war keine Rede; dem Strande entlang hatte man mühsam über Felsentrümmer zu klettern, im Inneren war das Gestrüpp, ein wahrer Urwald en miniature, kaum zu durchbrechen, und gestattete mitunter dem Fuße durchaus nicht, den Boden zu berühren;

anderswo lagen vermoderte Stämme, anscheinend noch ganz fest und mit Moos und Flechten besetzt, in die man beim Davauftreten tief einbrach. Dazu kam, daß man sich überall vor den unpassirbaren Morästen hüten mußte, und so zogen die Forscher meistens vor, ihre Excursionen wenigstens theilweise zu Wasser zu machen, in einem Walboote, dessen Besatzung dann auch als Träger des Proviantes dienen konnte, denn auf die Unterstützung der Eingeborenen war in keiner Weise zu rechnen.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurden die meisten Hügel der Hardy-Halbinsel und ein Theil der Insel Holst durchstreift. Eine der interessantesten Excursionen war die nach der Bourchier-Bai an der Westküste der Halbinsel, also schon im Stillen Ocean gelegen. Hyades mit zwei anderen

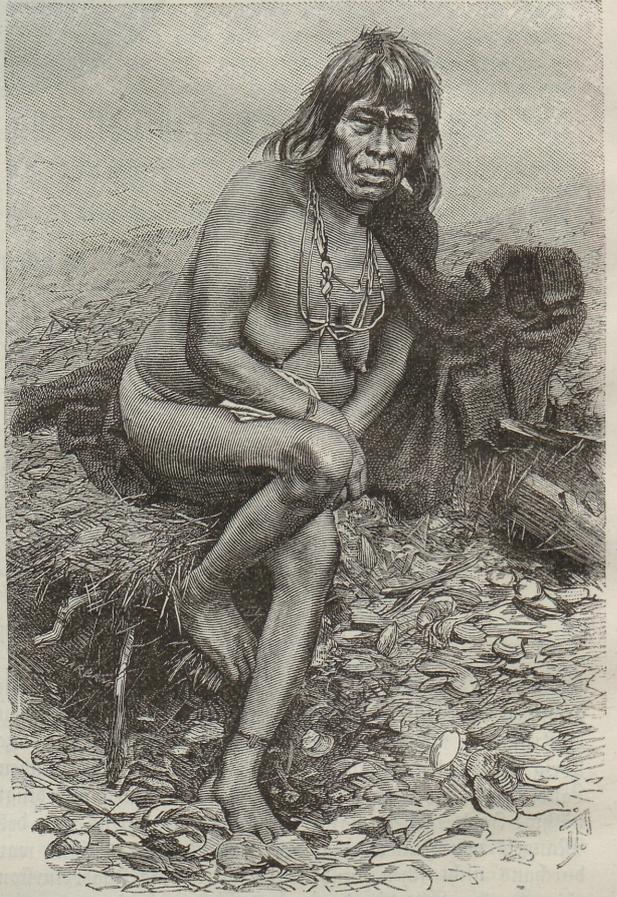


Heijoi

F. H. Schlegel

Kleine bekleidete Feuerländerin.

Mitgliedern der Expedition und zwei Trägern brach am 25. Januar schon Morgens um 5 Uhr auf; genau westlich marschierend, erreichten sie gegen 11 Uhr die entgegengesetzte Küste, ohne mehr als ca. 200 m Höhe überstiegen zu haben. Ein prächtiger Sandstrand dehnte sich unten aus, aber aus ihm hervor ragten verwitterte Balken und Planken, Reste eines gescheiterten Schiffes, wie man sie an den Küsten der Südspitze Amerikas nur zu häufig findet. Von Einwohnern keine Spur, die Landschaft großartig und wild, das Ufer fast überall senkrecht zu den unzähligen Buchten abfallend, die Steilhänge bedeckt von Buchengebüsch, welches der herrschende Wind gleichmäßig nach Osten gebogen hatte. Die meisten Buchten waren vom Meere her fast unzugänglich, aber den Betten der Wildströme entlang konnte man vom Lande aus leicht zu ihnen gelangen; schwerer war



Altes Weib von Feuerland.

freilich das Wiederemporklettern, doch ging es ohne ernstlichen Unfall ab. Die Reisenden übernachteten, da sie kein Zelt mitgenommen, in einer nothdürftig aus Zweigen hergestellten Hütte, in welcher der Aufenthalt gerade nicht angenehm war, besonders da ein Feuer in ihr nicht angezündet werden konnte; doch war das Nachtlager immer noch viel angenehmer, als manche spätere Nacht, welche in den raucherfüllten Hütten der Feuerländer zugebracht werden mußte.

Am anderen Morgen wurde die Untersuchung der kleinen Buchten fortgesetzt und dabei noch verschiedene Schiffstrümmer, darunter auch solche ganz neuen Datums, gefunden; eine der Buchten, in welcher ein paar Austerfischer (*Haematopus leucopus*) erlegt wurden, wurde auf der Karte nach ihnen benannt.



Junge Fiederländerinnen.

Ein anderer Landausflug galt der Kette der Guerin's oder Sentry boxes (Schilderhäuser), welche die Halbinsel Hardy der Länge nach durchzieht und in dem falschen Kap Horn ins Meer abstürzt. Es brauchte einen scharfen, fünfständigen Marsch, um den 560 m hohen Gipfel der Kette, zugleich den höchsten Punkt in der Nachbarschaft der Orangebai, zu erreichen. Die Vegetation schwindet schon frühe, über 400 m Meereshöhe findet man nur noch einzelne zwerghafte Alpenpflanzen und verkümmerte Moose, sonst ist der Fels vollkommen kahl. Die Plateaulächen zwischen den von der Verwitterung von Sturm und Regen zerfressenen Gipfeln bestehen aus wild durch einander geworfenen Blöcken, die aussehen, als verdankten sie ihre Gestalt irgend einer Naturkatastrophe, während sie doch zweifellos

auch nur Produkte der durch den ewigen Sturm unterstützten Verwitterung sind. Die Temperatur hatte beim Abmarsche von der Station 6°, bei der Ankunft auf dem Gipfel 1,5° betragen und das Wetter war recht günstig, so daß die Reisenden sich mit den besten Hoffnungen an das Sammeln und Photographiren machten. Aber um 2 Uhr begannen plötzlich Regenböden mit zeitweisem Schneegestöber, das die Aussicht auf ein paar Schritte beschränkte und eine Fortsetzung der Aufnahmen unmöglich machte.

Doch die Reisenden gaben ihren Plan so leicht nicht auf. Während zwei der Naturforscher mit dem Träger nach der Station zurückkehrten, richteten sich Hyades und einer seiner Gefährten darauf ein, die Nacht oben zu verbringen und wo möglich gutes Wetter abzuwarten. Eine



Die Bergkette der Schilderhäuser (Sentry Boxes).

schmale Spalte zwischen zwei ungeheuren Blöcken wurde zum Nachtquartier ausersehen und der Rest des Abends dazu verwandt, um die zahlreichen Lücken und Spalten der Kluft mit Rasen und Erde auszustopfen, bis nur noch an der dem Winde abgewandten Seite ein schmaler Eingang übrig blieb. Einen Augenblick schien es, als sollte ihre Ausdauer belohnt werden; gegen 5 Uhr hellte sich das Wetter auf und sie konnten die spärlichen Alpenpflanzen der Umgebung sammeln und unter den Steinen eine ziemlich reiche Ausbeute an Insekten machen. Aber bald begannen Hagel und Schneesturm wieder und es blieb ihnen nichts übrig, als in das Nachtquartier zu kriechen und zu zweit in einen Mantel gewickelt, ohne Feuer den anderen Morgen abzuwarten. Die Temperatur fiel auf 2 bis 3° unter Null und die Reisenden begriffen nun, warum die

Feuerländer in ihren Hütten lieber den Rauch als die Kälte ertragen. Aber die Umgebung bot nicht die geringste Spur von Feuerungsmaterial, und so blieb nichts übrig, als in Geduld den Anbruch des Tages abzuwarten, der zum Glück in diesen Breiten im Sommer schon früh erfolgt. Gegen 3 Uhr begann es hell zu werden, aber es schneite lustig weiter und war an keine Besserung zu denken. Bis um 8 Uhr hielten die beiden Forscher noch aus, dann entschlossen sie sich zum Rückmarsch. Als sie die Station zu Gesicht bekamen, zündeten sie ein kleines Feuer an und man verstand glücklicher Weise dort diese feuerländische Art des Telegraphirens; als sie am Strande anlangten, fanden sie ein Boot vor, das ihnen, die schwer mit den gesammelten Gesteinshandstücken beladen waren, den zweistündigen Marsch um die Code-Bucht herum ersparte. Zum Glück blieb die

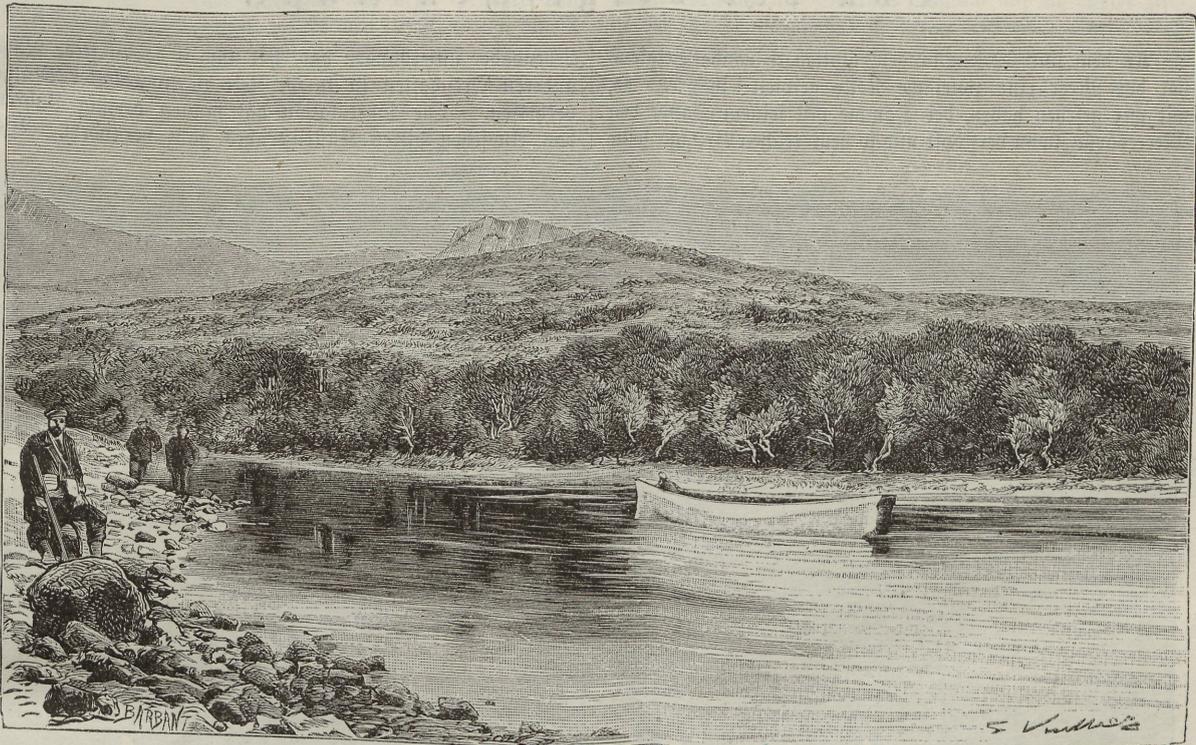
kalte Nacht, die übrigens nicht die letzte im Freien zu-gebrachte war, ohne alle schädliche Folgen, wie denn überhaupt Erkältungen bei dieser Expedition so wenig beobachtet wurden, wie bei Polarreisen.

Von der großartigen Wildheit der Scenerie in der besuchten Bergkette giebt die Abbildung, nach einer von Nyades aufgenommenen Photographie angefertigt, eine schwache Vorstellung.

Anderer, bequemere Excursionen wurden in dem Wal-boote der Station gemacht. Eine derselben mag als typisch hier genauer beschrieben werden. Sie wurde von zwei Mitgliedern der Expedition, dem Präparateur des Museums und vier Matrosen unternommen; ein Feuerländer Jonathan, welcher in der Mission und im Verkehre mit den Robbenjägern etwas Englisch gelernt hatte, ging als Führer und Dolmetscher mit; man wollte die Packfattelbai, den Tekinifasund und den Ponsonbysund erforschen und hatte

für vier Tage Lebensmittel mitgenommen. Das Wetter war prächtig, das Meer still und glatt wie ein Spiegel. Schon um 11 Uhr war man an der Packfattelbai und frühstückte an einem kieseligen Flachufer gegenüber der gleichnamigen Insel. Dann ging es über die Tekinifabai hinüber; an allen günstigen Stellen wurde gelandet, um Handstücke vom Gestein zu schlagen, und am Abend wurde am Eingange des Ponsonbysundes, welchen die Eingeborenen Kanakushe nennen, am Fuße bewaldeter Hügel Nacht-quartier genommen (siehe die fünfte Abbildung).

Früh am anderen Morgen traf man eine Pirogue mit Feuerländern; der eine Insasse hatte sich völlig schwarz bemalt, die anderen trugen wenigstens schwarze Striemen im Gesichte, und alle hatten oben auf dem Kopfe das Haartoufuarartig kurz abgeschnitten. Sie trauerten um die Frau des Booteigenthümers, die ein paar Tage früher gestorben war; der Gatte, Ufhtaradeka, war gern bereit, den



Das Walfischboot während eines Ausfluges.

Franzosen das Grab seiner Ehehälfte zu zeigen und stieg in das Boot über. Das Grab befand sich ganz nahe auf einer kleinen Insel; von einer verlassenen Hütte aus führte eine Art Fußsteig nach einer ein paar Meter höher gelegenen Stelle, wo in einer kleinen Einsenkung, von reicher Vegetation umgeben, der Boden nur aus Muscheltrümmern bestand, die man leicht mit der Hand wegräumen konnte (ob ein Köffenmödding?). Der Wittwer zeigte genau die Stelle, wo die Leiche lag, und da die Franzosen sie zu sehen wünschten, half er selbst den Boden wegräumen. In kaum 30 Centimeter Tiefe stieß man zuerst auf ein paar grüne Buchenzweige, dann auf ausgebreitete Rindenstücke, und unter diesen lag die Leiche in alten, europäischen Kleider gehüllt und mit einer Schnur aus Seehundsfell umwunden. Ufhtaradeka löste dieselbe und nun sah man die auf dem Rücken liegende nackte Leiche eines ziemlich jungen Weibes, nur mit schmalen Bändern von Robbenhaut um die

Knochen, dem gewöhnlichen Schmuck der Feuerländerinnen, geziert.

Der Wittwer schien nichts weniger als untröstlich, und als die Franzosen ihm vorschlugen, ihnen die Leiche zu verkaufen, war er es gerne zufrieden und versprach sogar, sie selbst in seiner Pirogue nach der Station zu bringen. In demselben Augenblicke kamen noch ein paar Piroguen mit zahlreichen Insassen an, die eine geführt von einem stolz aussehenden Wilden, Athlinata, vor welchem Jonathan große Angst hatte, da er ein Hauptfeindhasser und obendrein sein persönlicher Feind war. Die Forscher hielten es darum für gerathen, sich ins Walboot rückwärts zu concentriren, ohne den Versuch der Anknüpfung eines freundschaftlichen Verkehrs zu machen. Sie kreuzten den Ponsonbysund, aber der heftige Nordwind erschwerte das weitere Vordringen, und Jonathan's Warnungen vor den Anschlägen seines Feindes bestimmten sie zur Umkehr.

An einem prachtvollen Sandstrande, in der später Courcelle-Seneuil genannten Bai am Ponsoubyfunde, wurde in ein paar verlassenen Zweighütten eine köstliche Nacht zugebracht, freilich mit den Waffen in der Hand. Am Strande befanden sich ungewöhnlich stattliche Wälder, von Fußpfaden durchschnitten, welche die Eingeborenen beim Rindensuchen gebahnt hatten; hier ist ein Lieblingsplatz derselben. Noch üppiger war die Vegetation auf den metallreichen Felsen der Padsattelinzel, die am anderen Morgen besucht wurde. Ein Wintersrindenbaum (*Drimys Winteri*) hatte einen Meter über dem Boden reichlich zwei Meter

Umfang. Das Nachtquartier wurde am Eingange des Definitafundes genommen, wo bei Lapafha auch ein von den Eingeborenen häufig besuchter Platz ist. Auch diesmal waren drei Hütten aufgeschlagen, fast verborgen in dem üppigen Gekraute; die Bewohner waren gute Bekannte, ihre Kinder spielten am Ufer mit den Blüten einer prächtigen *Senecio*, die über einen Meter hoch wird. Am anderen Morgen zeitig waren die Reisenden wieder in der Station; ob der betäubte, schwarzgemalte Ufstaradaka seine verstorbene Gehälftte richtig dorthin abgeliefert hat, wird leider nicht berichtet.

## Von der belgischen Küste.

An dem nur 62 km langen, glatten Strande Belgiens hat das Meer eine zwiefache Rolle gespielt: während es, wie wir gesehen haben, bei Damme mit seinem Sande den Meeresarm Zwyn verstopft und so dem reichen Brügge seine

Lebensader unterbunden hat, hat unweit davon seine Nähe anderen Ortschaften in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüthe verholfen. Die Spekulation hat binnen dreißig Jahren das Aussehen dieses Küstenstriches ganz verändert. Bis



Der Hafendamm in Ostende.

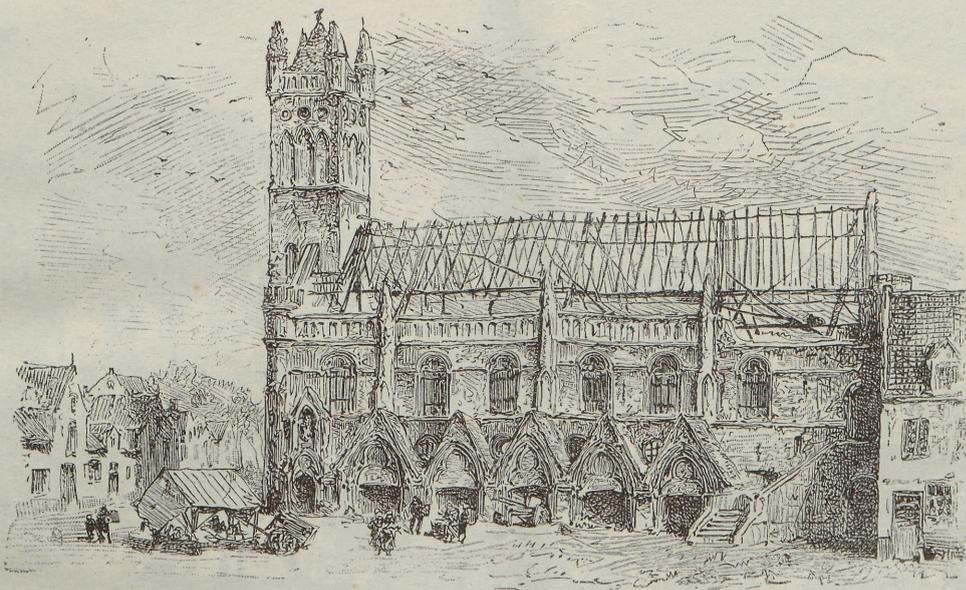
dahin war nur Ostende ein viel besuchtes Seebad gewesen; nun aber that sich Blankenberghe, nördlich von Brügge, als solches auf und lockte zahlreiche Familien an, welchen Ostende zu belebt und zu theuer war, bis endlich das nahe der holländischen Grenze gelegene Heyst ihm Konkurrenz zu

machen begann. Das Meer ist für diese Küstenstädte gleichsam eine Bank, in welcher sie in der Gewißheit, reiche Zinsen zu erhalten, ihre Kapitalien anlegen, und die Zahl Dever, die im Getriebe der Großstädte ihre Kräfte zu rasch verbrauchen und sie in der stärkenden Seeluft wieder auf-

frischen wollen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Dazu entfalten diese Strandlandschaften mit ihrer etwas melancholischen Schönheit eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß die Leute zu Tausenden während der Saison nach Ostende und Blankenberghe strömen. Und wie Viele gehen außer jenen nach Nieuport, la Panne, Middelkerke, Mariaferke und Heyst.

Von Heyst bis nach la Panne, den beiden Endpunkten der Küste, zieht sich eine ununterbrochene Kette von Dünen hin, deren Gipfel stellenweise eine nicht unbedeutende Höhe erreichen und eine treffliche Aussicht über die brandenden Wogen gewähren, so der Mont Blanc bei la Panne und der Hoogt Blecker bei Nieuport. Eine dichte Vegetation, welche je nach der Vertikalität wechselt und alle Wunder der Strandflora entfaltet, verleiht diesen Sandhügeln einen eigenen Reiz. Dabei hat jeder Strand seine eigenthümliche Physiognomie, welche ihn von den anderen unterscheidet. Derjenige von Ostende gemahnt mit dem Gewirre von Balken seiner Hafendämme, welche weit in den Ocean hinein verlängert sind, an die zähmende Gewalt des Menschen;

das Strenge, welches in den beiden parallelen Molen liegt, wird nur durch das Bunte der Häuser am Deiche gemildert. Blankenberghe mit seinem niedlichen, neuen Damme ist weniger großartig und mehr kokett, und das nahe Heyst, das erst vor Kurzem aus seiner Dunkelheit aufgetaucht und zum Leben erwacht ist, bietet noch die ganze Poesie eines ländlichen Aufenthaltes am Meere. Am anderen, westlichen Ende des belgischen Strandes liegt Bad Nieuport, das die Wünschelruthe eines Millionärs von Tournai aus dem Dünenlande hat entstehen lassen; eine von Viehweiden eingefasste Chaussee verbindet es mit seiner Mutterstadt Nieuport, welche einst eine der berühmten Städte Alt-Flanderns gewesen, heute aber tief gesunken und verfallen ist. Das Bad selbst besteht nur aus wenigen Villen und drei bis vier Gasthäusern und ist überaus still, und darin steht ihm die Stadt nur wenig nach. Nur stundenweise herrscht dort etwas Leben; so des Morgens, wenn die Kuhheerde durch die grasbewachsenen Straßen langsam auf die Weide zieht, vorbei bei den Hallen und ihrem Belfried, einem großartigen Ueberreste aus alter Zeit, der aus dem wie ein



Die Hallen von Nieuport.

Kirchhof so stillen Orte aufragt, und längs der Umfassungsmauern am Fuße eines gewaltigen Thurmes aus der Feudalzeit, dessen Masse sonderbar gegen die Kleinlichkeit alles Uebrigen absticht, zu grasen beginnt. Was ist von den Tempelherrn, die hier eine Kirche errichteten, übrig geblieben? Was erinnert noch an die acht Belagerungen, welche die im 15. und 16. Jahrhundert große Stadt auszuhalten hatte, was an den denkwürdigen Kampf der holländischen Verblindeten gegen den Erzherzog Albert, was an den hohen Ruf dieses Hafens, wo Schiffe für weite Fahrten ausgerüstet wurden? Nichts als einige Steinhäufen und Ruinen, an die sich irgend eine Legende knüpft. Aber an solche Erscheinungen gewöhnt sich der Reisende in Flandern nur gar zu rasch, so häufig treten sie ihm entgegen.

La Panne, der letzte und westlichste Badeort an der belgischen Küste, wird nur von wenigen Familien besucht, zu denen sich Sonntags ab und zu einige Ausflügler von Furnes und Dixmude gesellen. Aber sie stören die Einsamkeit nur wenig, und derjenige, welcher das Meer wirk-

lich liebt, findet auch hier Vergnügen genug an dem weiten Ausblicke und der herrlichen Vegetation.

Hier und da drängen sich in einer Vertiefung zwischen den Dünen die niedrigen Dächer eines Fischerdorfes zusammen. In den Hausthüren sitzen Frauen mit brauner, aufgesprungener Gesichtshaut und flicken Netze; daneben werden Wiegen vom Winde geschaukelt, rauchen alte, von Wind und Wetter gelähmte Männer ihre kurze, schwarze Pfeife, wälzt sich ein Esel auf dem Boden. Um die Mittagstunde steigt ein schwächtiges Rauchwölkchen aus dem Schornsteine auf und verbreitet sich der Geruch von gekochtem Fische oder von Kartoffeln mit Schmalz. Nach und nach kehren auch die Männer und jungen Burschen aus allen Richtungen der Windrose zurück, theils vom Meere, theils von den mageren Feldern, und eine Stunde lang pflegt alles, was Mensch heißt, der Ruhe, und in den öden Dünen bleibt nur der vielgeplagte Esel zurück, Gras und Disteln abweidend. Aber auch für den Menschen, so Mann wie Weib, ist das Leben hier voller Elend und Mühsal und verläuft in einem steten Kampfe mit dem Meere. Wenn

bei anbrechender Nacht die Männer in ihren Rufschaalen zum Fischfange auf das offene Meer hinaussegeln, weiß ja keine unter den Müttern, Schwestern und Frauen, welche sie bis zum Strande begleiten, ob sie je wiederkommen werden. Und welch harte Arbeit wartet ihrer draußen bei Sturm und Wetter und Kälte, wenn ihre Kleider von Eis starren und das Salz in den Wunden, welche die Hände Aller aufzuweisen haben, frist. Und wie so manches Mal fehlt bei der Heimkehr der eine oder andere, der über Bord gewaschen wurde, ohne daß es nur einer seiner Gefährten bemerkt hätte! Zu einer bestimmten Zeit des Jahres verlassen sämtliche kräftigen Männer ihre Heimath und segeln, reichlich mit Lebensmitteln, Feuerung, Regenmänteln und Netzen versehen, auf den Heringsfang nach den Bänken

von Neufundland. Wie bange und langsam verstreichen dann erst den Zurückgebliebenen die Tage und Wochen! So verläuft dieser Bevölkerung das Jahr von Anfang bis zu Ende unter Mühen, Kummer und Sorge. Klopft nicht der Tod an die Pforte, so thut es Krankheit oder Noth. Denn das Meer nährt seine Kinder nur schlecht und der Verdienst ist gering; die Zahl derjenigen Fischer, die ihr Alter in Ruhe zuzubringen vermögen, ist nur gering, und dreißig Jahre Fischfang bringen den kräftigsten Mann so herunter, daß er nur noch gut genug ist, eine Wiege zu schaukeln. Rheumatismus, Augenkrankheiten und Lähmungen sind die verbreitetsten Krankheiten.

Dem weiblichen Geschlechte ist kaum ein besseres Loos beschieden. Schon frühzeitig müssen die Mädchen auf den



Der Marktplatz von Bruges (Bruges).

Garnelenfang gehen und stundenlang bis zur Hälfte des Körpers im Salzwasser zubringen. In Heyst, Nieupoort und la Panne sieht man sie in der Abenddämmerung aus den Dünen hervorkommen, gebeugt unter der Last der schweren Netze, mühsam mit den nackten rothen Beinen durch den Sand watend, und eine nach der anderen zu ihrer anstrengenden Arbeit in das Meer hinein gehen. In Coxide besorgen die Männer, und zwar zu Pferde, das Geschäft des Krabben- und Sardinenfanges.

Einen Schritt von den Dünen landeinwärts, und man bewegt sich wieder auf historischem Boden. So hat la Panne seine ruhmreiche Zeit gehabt, so Bruges oder Bruges, einst eine stolze Kastellanei, in deren Bezirke wohl ein halbes Hundert reicher Dörfer lag. Von letzterem Orte

hat sich wenigstens das prächtige Aeußere erhalten, wenn auch der Inhalt, das einstige Leben, dahin sind und über den stillen, todten Straßen der Hauch tiefsten Verfalles und vollständiger Resignation ausgegossen ist. Noch erhebt sich an einer Ecke des Hauptplatzes das verwitterte Mauerwerk des alten „Steen“ mit seinen Rund- und Spitzbogenfenstern; ferner das Rathhaus mit doppeltem Giebel, der stämmige Velfried gegenüber dem gewaltigen Chore von St. Walburg und anderes mehr. Die köstlichen, fein ausgebildeten Fassaden mit Säulen und Balkonen in blühendem Renaissancestile und die zackigen Giebel erwecken die Vorstellung von einstigem großen Wohlstande und stellen einen Rahmen dar, in welchen die schaffende Phantasie sich un schwer das frühere rege Leben und Treiben hineinzudenken

vermag. Kirchen wie Privathäuser tragen das ihrige dazu bei, einen Schein von Blüthe und Wohlstand zu erwecken, der längst dahin ist. Aber nur einmal im Jahre, am letzten Sonntag des Juli, erwacht die Stadt aus ihrem Schlafe, wenn die Procession, welche das Leiden Christi zur Darstellung bringt, durch ihre Straßen zieht und römische Soldaten in Panzern und bunten Mänteln, Pharisäer in langen, schleppenden Gewändern, Apostel mit langen Haaren und in Fellkleidung, Christus selbst mit dem Kreuze auf der Schulter, aus dem Thore von St. Walburg hervortreten. Da erscheinen zuerst die Propheten, dann greuliche Masken, Pest, Krieg und Hungersnoth darstellend, dann der Stall in Bethlehem mit Joseph, Maria und dem Kinde, die vier Schäfer und drei Könige, Simeon, der Jesus in

den Tempel trägt, die Flucht nach Aegypten und so fort bis zur Auferstehung — und alles in solcher Treue und Wirklichkeit, daß selbst das verhärtetste Gemüth ergriffen wird, das Grobe des Schauspiels vergißt und den Schrecknissen eines wirklichen Dramas beizuwohnen glaubt. Den Beschluß macht die Geistlichkeit in all ihrem Glanze mit dem heiligen Sakramente, und so zieht die Procession zwischen zwei gedrängten Reihen knieenden Volkes durch die ganze Stadt, indem jeder Theilnehmer im Charakter seiner Rolle spricht und sich mit seinen Gefährten unterhält, die Apostel unter einander, Herodes mit seiner Umgebung, Christus mit den Jüngern, und verschwindet zuletzt nach zahllosen Stationen in den Hallen der Kirche.

## N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

### II.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortschaft giebt's in der Tschertschen-Dase nicht. Es giebt nur einzelnstehende Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pflirsche, Aprikosen, der Maulbeerbaum, Pflaumen, Birnen und der Weinstock. Die Felder werden mit Weizen, Gerste, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Arbusen, Melonen, Möhren und zum kleinen Theil mit Baumwolle bestellt. Das Gesamtareal des kultivirten Bodens ist sehr klein, — ich glaube nicht mehr als 1000 bis 1500 Dessjatinen nach unserem Maße. Hier, wie überall in Central-Asien, sowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniaturumfanges und der sorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüsegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anhäufung der Bevölkerung an einem Platze aber und dem Mangel an fließendem Wasser, dessen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hiesigen Bodens bedarf, baut jede Familie nur eben so viel, als sie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im besten Falle ist der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Dicht bei der jetzt bewohnten Tschertschen-Dase bemerkt man Spuren zweier alter Städte, von denen die älteste, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Recken Kussem-Dagestan zerstört worden ist; die zweite neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet sich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, theilweise mit Löß- und Flugandhaufen bedeckte Wüste aus; hin und wieder ragen Ueberreste von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Lehmgeschirr und an einzelnen Stellen auch menschliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelsteine (Brillanten und Türkisen), Glasperlen, Schmiedeschlacken, Kupfergeschirre und was merkwürdig ist, in der älteren Stadt — Glascherben; außerdem gewährt ihnen die neuere Stadt gebrannte Ziegel zu ihrem Gebrauche im Ueberfluß. Bei Ausgrabungen<sup>1)</sup> sodann findet man auch einzelne

hölzerne Särge, in denselben haben sich die Leichen (unbalsamirt), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, zuweilen sehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen sehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen ist das Haar in ein oder zwei Zöpfe geflochten. Einst fand man ein Grabmal mit 12 männlichen Leichen in sitzender Stellung. Ein anderes Mal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derselben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewande bekleidet, das auf der Brust mit einigen goldenen Sternchen verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, sondern sogar das Holz der Särge hatte sich, wie man uns erzählte, so gut erhalten, daß die Einwohner von Tschertschen dasselbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zusammen mit den menschlichen Ueberresten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tschertschener versicherten uns, daß man am ganzen mittleren Laufe des Tschertschen-Darja in einer Entfernung von 5 bis 15 Werst westlich von seinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tschertschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Dase Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwischen Chotan, Alsu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existirt hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüste bedeckt sind.

Am Tschertschen, wie am Lob-Nor und ebenso auf unserem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererseits bemühten sich die Chinesen auf alle mögliche Weise, im Geheimen unsere Reise zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen, uns Nahrungsmittel<sup>1)</sup> zu verkaufen und mit Fühvern zu versehen; versicherten ihnen, daß wir Räuber seien, mit den schlechtesten Hintergedanken unsere Reise unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten sich auf alle Art und Weise uns zu verleumben. Aber, ungeachtet alles dessen

<sup>1)</sup> Die Einwohner Tschertschens machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder sie halten ihre Nachforschungen nach starken Stürmen, die den Boden bis zu bedeutender Tiefe aufwühlen.

<sup>1)</sup> So hatte in der Dase Keria der Gouverneur (Amban) eine Bekanntmachung erlassen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unsere Antwort hierauf war, daß wir das uns Nothwendige mit Gewalt nehmen würden.

bewiesen uns die Eingeborenen ihre ganze Zuneigung und bemühten sich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten sie bitter über ihr armseliges Leben und versicherten uns, daß sie insgesammt bereit seien, sich gegen ihre Unterdrücker, die Chinesen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholten Malen baten uns die Aeltesten der Dafenbewohner, sowie auch die der Gebirgsstämme um den Befehl, die Chinesen sofort zu vernichten. „Wir wünschen nichts weiter, als uns unter der Herrschaft Rußlands zu befinden“, sagte man uns überall. „Wir wissen, welche Gerechtigkeit im russischen Turkestan herrscht. Bei uns aber kann jeder chinesische Beamte, ja jeder Soldat ungestraft schlagen, wen ihm beliebt, ihn seines Eigenthums, seiner Frau, seiner Kinder berauben. . . Man erhebt von uns unerhörliche Abgaben. Wir sind nicht im Stande, solch eine Schmach länger zu ertragen. . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen versorgt, die verborgen sind. Nur ein Uebel giebt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gebt uns, wenn auch nur einen einfachen Kosaken, mag er unser Kommandeur sein.“

Solche Reden bekamen wir sehr oft zu hören.

Von Tschertschen nach Keria führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüste, der andere am Fuße der Ausläufer des Tibetianischen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unser Vohn bestand darin, daß wir, diesen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenden durchforschen konnten und unsere Kameele außerdem von der unerträglichen Hitze und den lästigen Insekten befreien. Die zwei ersten Tagereisen waren die schwersten, da wir in einer Tour 87 Werst zurückzulegen hatten, ohne Wasser anzutreffen — von Tschertschen an bis zum Fuße des Tibetianischen Höhenzuges.

Der äußerste Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in diesem Theile keinen besonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Russischen Gebirgskamm“, ebenso wie ich einst auf der entgegengesetzten Seite Tibets mit demselben Namen einen See benannte, welchem der Gelbe Fluß entspringt.

Der neu entdeckte „Russische“ Gebirgskamm bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tokus-Doban, welcher seinerseits an den „Moskauer“ Gebirgskamm stößt, welcher in Verbindung mit den Gebirgszügen Columbus, Marco Paolo, Burchan-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetianischen Hochplateaus bildet, nach der Seite des Zaidam-Thalgefäßes.

Der „Russische“ Gebirgskamm zieht sich in der Richtung von Nord-Ost nach Süd-West hin, zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria, in einer Ausdehnung von 400 Werst. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er sich in einer hohen steil ansteigenden Wand, die vielfach bis über die Region des ewigen Schnees ansteigt. Die größte Höhe erreicht der beschriebene Gebirgszug in seinem südwestlichen Ende. Hier ziehen sich mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen und Eisfelder in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Keria-Flusses, eine pyramidal geformte kolossale Bergkuppe sichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22 000 bis 23 000 Fuß absoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers“ benannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges stürzen Bäche hernieder, die sich in den Boden der Berglehne tiefe tranchenartige Rinnale gewühlt haben und unten angelangt, in dem Trieblande der Wüste verschwinden. Das Gebirge bietet in dem Gürtel von 10 000 bis 12 000 Fuß absoluter Höhe erträgliche Weideplätze, auf welchen die Heerden der dort lebenden Matschin grasen.

Der Russische Gebirgszug ist ferner reich an Gold und dem Minerale „Zu-schi“ (Nephrit), das in China sehr geschätzt wird. Aus diesem Gesteine werden dort die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände gefertigt: Tabaksdosen, Schüsseln, Kästchen, Mundstücke und dergl. mehr. Nach dem Glauben der Bewohner Turkestans hat dieses Gestein auch besondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband auf den Arm eines Todten gestreift, den Leichnam vor Verwesung schützt. Reiche Leute lassen sich sogar ganze Rissen für ihre Gräber aus „Zu-schi“ herstellen, weil sie glauben, die Kraft des Steines müsse dann noch stärker wirken.

Bequeme Pässe über den Russischen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau giebt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Flusses Tolan Chadshi, in der Nähe des Masard (Grabmal) Untschelik-Paschim Wege geführt haben sollen. Dieses Grabmal der Schwester des Imam Dshafar-Sadik, eines der größten Heiligen in Ost-Turkestan, liegt fast in der Mitte der Längenausdehnung des Russischen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern besucht. Die Sage geht, Untschelik-Paschim habe sich verfolgt von den Bewohnern Matschins in die Berge geflüchtet und dort, wo sich jetzt die Moschee erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe sich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als sie eingetreten war, habe sich der Berg wieder geschlossen, aber so unglücklich, daß die Haarflechte der getretenen Heiligen im Spalte festgeklemt wurde; das Ende der Flechte wird den Gläubigen auch jetzt noch im Fels bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entspringt dem Berge an dieser Stelle eine Quelle, welche kleine Kalksteinchen von rother, gelber und weißer Farbe mit sich führt. Die Strenggläubigen halten diese Steinchen sehr hoch und nennen sie versteinerte Thränen der Jungfrau Untschelik-Paschim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menschen.

Nachdem wir von Tschertschen 397 Werst zurückgelegt hatten, kamen wir zur Dase Nija, welche am Flusse gleichen Namens, 50 Werst von dessen Austritt aus dem Gebirge, belegen ist. Die absolute Höhe der Ortschaft beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Hütten beträgt 1000 bis 1200; sie liegen in Form vereinzelter Farmen zerstreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem sich Handeltreibende aus Keria einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Matschin, sind sehr verderbt durch die Nähe der Goldfelder von Sortschek, welche an demselben Nij-Darja, bei dessen Ausflusse aus dem Russischen Gebirgszuge, liegen.

Einen erfreulicheren Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Zafulgün, auf dem Wege nach Keria, wo wir einige Tage in Erwartung unseres schon in Tschertschen erkrankten Dolmetschers verbrachten. In Zafulgün ist ein vortrefflicher Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badeten, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf + 37° C. im Schatten stieg, sehr erquickte. Die Einwohner von Zafulgün sind sehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präsentirte sich uns hier in seiner ganzen Einfachheit: die Kinder liefen nackt umher, plätscherten im Wasser und spielten im Sande umher, balgten sich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Maulbeerbäumen empor, um die schon gereiften Beeren zu pflücken. Durch die Dorfstraße schwirrten die Schwalben, Spatzengewitscher ließ sich vernehmen, hier Taubengiren, dort lautes Gackern einer Henne, die ihre ziehenden Küchlein zusammenrief — mit einem Worte, man konnte sich in ein Dorf der Heimath versetzt

glauben; das Dorfleben hat eben hier im Allgemeinen dieselbe Staffage wie bei uns zu Hause, und auch die ländliche Bevölkerung ist viel besser geartet als die städtische.

Nach zwei Tagemärschen erreichten wir die Dase Keria, die größte, welche wir bis dahin zu Gesicht bekamen. Sie liegt 300 Fuß höher als die zwei Dasen des Nij-Darja und ist 870 Werst vom Lob-Nor entfernt. Der Fluß Keria-Darja, an welchem die Dase gelegen ist, fließt vom tibetanischen Hochplateau herab und bei hohem Wasserstande fließt er noch etwa 200 Werst weit in nördlicher Richtung fort, wo er sich dann in der Sandwüste verliert.

Keria selbst zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach asiatischen Begriffen, d. h. eine von Lehmwällen umgebene Ortschaft, ist jedoch nicht vorhanden; ebenso sieht man sich auch nach eigentlichen Läden vergeblich um, von denen nur einige Kramläden existiren. Zweimal wöchentlich wird der Bazar abgehalten. Außer einheimischen Produkten gelangen auch viele russische Waaren, besonders Zeuge und zwar zu mäßigen Preisen auf den Markt, Kattune, Kunnatsch, Tücher u. a., auch russischer Zucker (56 Kop. pro Pfund), Zündhölzchen u. a. m. Unser Geld, Scheine sowohl als auch silberne Scheidemünze, wird hier gleichfalls angenommen. Die übliche Münze ist hier, wie im ganzen Ost-Turkestan, das silberne Geldstück „Tenge“, welches etwas größer als unser Silberzehner ist und dem Werthe von 30 „Pul“ (eine Kupfermünze) entspricht<sup>1)</sup>.

Chinesische Silberbarren (Zamba) zu etwa 4 $\frac{1}{2}$  Pfund werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder darunter gewechselt. Die Einwohner Kerias sind ebenso verdorben wie die von Nij. Sie arbeiten meist in den Goldbergwerken. Die Bodenkultur befriedigt nur das örtliche Bedürfnis. Gärten sieht man verhältnißmäßig selten; Seidenzucht und Baumwollbau sind unbedeutend. Gewerthätigkeit wird fast gänzlich vermisst und aus dem Lande wird nichts exportirt als Gold.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing in dieser Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings haben die Chinesen aus Keria einen besonderen Bezirk gemacht, der von der Regierung in Kaschgar abhängt. Dieser Bezirk erstreckt sich im Westen fast bis Chotan, im Nordosten bis zum Dorfe Tscharchalyk, in der Nähe des Lob-Nor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergstammes Matschin. Im ganzen Bezirke Keria leben, wie man uns sagte, 10 000 bis 12 000 Familien.

Die Dasen Nij und Keria bilden den Anfang einer langen Kette ähnlicher Dasen, die sich mit verschiedenen Intervallen über Chotan und Sarkend bis nach Kaschgar hin und dann um den südlichen Abhang des Lien-Schan herumzieht. Aussehen und Charakter dieser Dasen sind sich im Allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an Arbeitskräften, das warme Klima, die außerordentliche Fruchtbarkeit des aus einer Lösschicht bestehenden Bodens im Vereine mit ausreichender Bewässerung machten es möglich, daß der Ackerbau hier schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Der ewige Kampf mit der Noth hat die Menschen dort in der Kunst unterwiesen, zur Bewässerung des Bodens auf die vielfältigste Art Kanäle (Aryk) anzulegen; dieselben verzweigen sich wie Arterien und Venen in einem thierischen Körper und befruchten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens. In einer für das ungewöhnte Auge ganz erstaunlichen Weise durchkreuzen und verzweigen sich diese Aryks über die

Dase: bald führen sie neben einander her, jedoch in verschiedener Höhe, bald fließt das Wasser in hölzernen Rinnen, die über einander liegen, dahin, bald strömt es in eben solchen Rinnen über die flachen Dächer und Hütten fort. Ueberall bringt hier das Wasser Leben, es trinkt nicht bloß den Boden, sondern befruchtet und erneuert ihn zugleich durch Löss-Schlamm, den es mit sich führt. Die Hauptkanäle, von denen sich die kleineren Nebenkanäle abzweigen, führen das Wasser oft aus dem viele Werst entfernten Flusse zur Stelle, da das Niveau des Flusses, wenn er die Dase durchströmt, viel niedriger liegt, als die von den Kanälen bewässerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für sich ist ungewein sorgfältig. Das Erdreich wird dermaßen zerleinert und zertheilt, daß auch nicht ein Ballen mehr nachbleibt; das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingetheilt, welche besät werden, während die Furchen dazwischen mit Wasser angefüllt werden. Der Wirth, welcher darin ganz genau Bescheid weiß, bestimmt immer selbst, wann die Berieselung vorzunehmen, wann der Zufluß zu den Furchen abzuschließen ist. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung und sind terrassenförmig über einander angelegt, um die Berieselung zu vereinfachen. In Bezug auf die Nutzung des Wassers wird strenge Reihenfolge beobachtet, worüber besondere Gemeindeälteste zu wachen haben. Reis wird auf den am niedrigsten gelegenen Feldern gesät und diese stehen denn auch, wie die Getreideart es verlangt, fast beständig unter Wasser.

Zu jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüsebeete, ja sogar zu jedem größeren Baume, wenn er vereinzelt dasteht, kurz überall hin sind Kanäle gezogen, die je nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden. Die Ränder des Aryk sind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Oleaster und Maulbeerbäumen bepflanzt. Diese Bäume geben Schatten und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit ihnen, wenn der Ausdruck gebraucht werden kann, auf das Zärtlichste um. Dafür gedeihen die Bäume aber auch rasch und üppig. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren giebt die Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach 30 bis 35 Jahren hat sie zwei Klafter im Umfang bei einer Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume (Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der Stumpf wird mit Lehm verschmiert, um das Austrocknen zu verhindern. Ein so gekappter Stamm treibt bald wieder frische Schößlinge, die sich rasch zu einer dichten hübschen Krone entfalten, besonders bei der Weide. Nur vertrocknete Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Dasen werden die Felder bestellt mit: Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Erbsen, Alee, Wassermelonen, Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüsegrärten werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radies, Möhren, Gurken, Kürbiß und Grünzeug für die Küche. In den Gärten wachsen Aprikosen- und Pfirsichbäume, Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Maulbeerbäume, und gedeihen Granaten und Wallnüsse; häufig befinden sich in den Gärten kleine Teiche, welche Bostan genannt werden, ebenso sind Theile der Gärten der Blumenzucht speciell gewidmet und man sieht in ihnen Rosen, Asters, Samtblumen, Balsaminen und andere Blumen. — Im Allgemeinen sind die Felder der Dasen im Verhältniß zur Einwohnerzahl sehr klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man durchschnittlich fünf Personen rechnen kann, kaum volle zwei Dessjatinen kommen dürften. Diesem Mangel wird durch die hohen Ernteerträge des Getreides und andererseits durch die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage gehalten; außerdem erntet hier Jedermann nur für sich

<sup>1)</sup> Westlich von Chotan wird dasselbe Tenge-Silberstück in 50 Pul ungewechselt.

selbst und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas übrig bleiben.

Die Gemüsegärten bei den Hütten sind von ergößlicher Kleinheit, übrigens ist auch das Gemüse, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger sind die Fruchtgärten in denselben Däsen. Die Bäume werden äußerst sorgfältig behandelt, wachsen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade bloß, daß die Früchte von den Eingeborenen schon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtsam behandelt werden. Aprikosen, Pfirsiche und Trauben werden getrocknet. In dieser Form bilden die Früchte einen unerläßlichen Bestandtheil jedes „Dostar-Chan“, d. h. jeder Bewirthung. Äpfel, Melonen und auch Trauben werden ebenso für den ganzen Winter frisch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer frisches Obst, im Winter getrocknetes Obst einen Hauptbestandtheil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landstriches.

Ich setze nunmehr den Bericht über unsere Reise fort.

Die chinesischen Beamten, welche wir in Keria zuerst trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten System, vor unseren Augen zu schmeicheln und hinterrücks im Stillen uns zu schaden. So befahl beispielsweise der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den

Pässen zwei Brücken zu zerstören und die Wege durch Steine zu verbarrikadiren. Gleichzeitig wurde dieser Amban durch unsere Ankunft dermaßen in Angst versetzt, indem er im Zusammenhange damit einen Aufstand der örtlichen Bevölkerung beabsichtigte, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräthe abnehmen und an einen Ort in acht Hütten zusammentragen, und, wie die Eingeborenen uns versicherten, diese Häuser mit Minen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Minen und damit die Vorräthe in die Luft zu sprengen und die Aufständischen auf diese Weise der Lebensmittel zu entblößen. Mehrere Nächte nach einander verließ der Amban die Dase und übernachtete mit seiner Bedeckung in Zelten, weil er überrumpelt zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Keria ihre kleinen Handmesser, die sie im Gürtel zu tragen pflegten, abgenommen und die Spitzen davon abgeschlagen, um diese an und für sich schon ungefährliche Waffe noch unschädlicher zu machen<sup>1)</sup>. Man könnte überhaupt mehrere Seiten mit den unsinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chinesen ihre Feigheit an den Tag legten und sich selbst in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditirten.

<sup>1)</sup> Jrgend eine Waffe bei sich zu tragen, ist den Eingeborenen im östlichen Turkestan verboten.

## Die erste Erforschung des Madre de Dios.

### I.

Ch. N. Seitdem sich die Dampfschiffahrt auf dem Amazonas und seinen Zuflüssen mit jedem Jahre mehr entwickelt, wird in den drei Staaten der Westküste von Südamerika, Ecuador, Peru und Bolivien, die Idee, den ganzen oder wenigstens den so bedeutenden Verkehr ihrer Hochplateaux — von demjenigen ihrer östlichen Provinzen verstände es sich von selbst — über diese Route zu leiten, sehr begünstigt und immer wieder aufs Neue angepriesen.

Ecuador baut seine Hoffnungen auf den Napo; Peru auf den Marañon, den Huallaga und den Ucayali; Bolivien auf den Purus, den Beni und den Mamoré, und außerdem, seit es ganz von der Küste des Stillen Oceans abgedrängt ist, auf die Eröffnung einer Verkehrsader über den Paraguanay; letztere Route ist zwar schon seit lange das Object eines unermüdblichen Projektenschmähers, das durch die Reise Thonar's auch in den Augen der Laien erhöhten Reiz gewonnen hat.

Man darf wohl behaupten, daß keines von den in dieser Hinsicht aufgetauchten Projekten praktische Resultate erzielen wird, insofern es sich darum handeln würde, den von Alters her auf der Pacifiseite existirenden Verkehrslinien Konkurrenz zu machen. Die wichtigsten Verkehrs- und Produktionscentren — von den am Fuße der Ostseite der Anden liegenden abgesehen — liegen in relativ so geringer Entfernung von der Meeresküste, daß es für diese drei Länder stets vortheilhaftester sein wird, ihre bisherigen Verbindungswege offen zu halten und die Summen, welche sie auf die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande aufzuwenden beabsichtigen, wenn der Stand ihrer Finanzen ihnen je wieder solche Gedanken nahe legen sollte, in Eisenbahn-

bauten<sup>1)</sup> von der Pacifiseite her anzulegen, statt in einem Systeme von Flußschiffahrt, das einer Menge periodisch sich wiederholender Hemmungen ausgesetzt ist und dennoch eine Reihe von Kanälen, Straßenbauten u. dergl. durch ungesund und unwegsames Terrain erfordern würde, um an die gegebenen Verkehrscentren heranzugelangen. Diese Bemerkung bezweckt, gegen die beinahe allen, auch den gewissenhaftesten Forschern innewohnende Manie Verwahrung einzulegen, die Schwierigkeiten der von ihnen vorgeschlagenen neuen Handelsrouten stets als leicht überwindlich hinzustellen. Der Bahnbrecher neuer Handelsstraßen ergeht sich in der Regel in ebenso sanguinischen Spekulationen als der Bergmann<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Sobald die gegenwärtigen politischen Wirren in Peru beigelegt sein werden, wird ein schon konstituirtes finanzielles Syndikat den Ausbau der Droyabahn bis zum Cerro de Pasco (Silberbergwerke) in die Hand nehmen.

Dem argentinischen Kongreß ist am 3. August 1885 von einem gewissen Gd. Biegler eine Petition um die Concession einer Eisenbahn vom Flußhafen „Espedicion“ am Bermejo über Oran in der Provinz Salta bis nach Guaiaca an der bolivianischen Grenze unterbreitet worden: 6 Proc. Zinsgarantie von Seite der argentinischen Republik. Bei der mißlichen Finanzlage dieses Landes, das sich in einer tollen Papier- und Goldkrise befindet, hat der Vorschlag durchaus keine Aussicht auf Annahme.

<sup>2)</sup> Gd. Heath sagt beispielsweise in seinem Berichte über die Erforschung des Flusses Beni: „Diese Stromschnelle ist ein leicht zu überwindendes Hinderniß, wenn man einen 250 m langen Kanal mit drei Schleusen macht; dann ist der Strom auf 200 Leguas für 1½ Varas tiefgehende Dampfer fahrbar bis zur Stromenge von Beo; diese kann mit 20 Mann und ein wenig Dynamit in einer Woche fahrbar gemacht werden

Heutzutage, wo auch in den entferntesten Ländern die konkurrierenden Verkehrsinstitute einander in der Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Kürze der Lieferungsfristen zu überbieten suchen, wo Dampfer selbst mit 40- und 50-tägiger Reisezeit so zu sagen zu bestimmter Stunde eintreffen, kann sich der Handel nicht mit den von einer mehr oder minder starken Regenaison abhängigen Peripetien, wie sie bei einer Route über die Zuflüsse des Amazonas vorkommen, zufrieden geben.

Die Forschungen, die in den letztgenannten Gebieten aber — sei es auch, daß zu sanguinische Hoffnungen sich in einem absehbaren Zeitraume nicht erfüllen — unternommen werden, haben wenigstens das Verdienst, für die östlichen Theile jener Staaten von großem Nutzen zu sein, zur Erschließung ihrer mannigfaltigen Produkte anzuregen, und dieselben, unabhängig vom westlichen Handelsverkehre, soweit es thunlich ist, über den Amazonas in direkte Verbindung mit dem Auslande zu bringen. Daß für die Geographie immer etwas dabei abfällt, ist selbstverständlich.

In einer im Laufe des Jahres 1885 erschienenen Abhandlung der Amazonas-Gesellschaft in Lima ist vom Madre de Dios noch als von einem Zuflusse (1) des Purus, welcher letzteren William Chandelé seiner Zeit als einen zukünftigen Handelsweg für Peru bezeichnete, die Rede. Nun ist man aber vollständig darüber aufgeklärt, daß der Madre de Dios, der E. Heath zufolge bei seinem Eintritte in den Beni eine Breite von 716 m hat, mithin ein ganz gewaltiger Strom ist, mit dem Purus nichts zu schaffen hat. Es ist allerdings wahr, daß man stets der Meinung lebte, er stehe durch einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Purus in Verbindung. Die neueren Untersuchungen haben aber gezeigt, daß es ein für sich ganz selbständiger Flußlauf ist, welcher seine Gewässer in diejenigen des Beni ergießt, kurz vor dem Eintritte des letzteren in den Madeira.

Der Madre de Dios, dessen Quelle Rio Tono heißt, ist noch von keinem Europäer in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Die Schwierigkeit, seinen Lauf zu untersuchen, liegt an der feindseligen Haltung der an seinen Ufern sich aufhaltenden Indianerstämme. Die erste Nachricht über seinen selbständigen Lauf verdankte man den Dienern eines Peruaners, Namens Faustino Maldonado, welcher, sei es von einem abenteuerlichen Geiste getrieben oder aus einer anderen Ursache, nur von zwei Missionsindianern begleitet, in einem armseligen Boote seine Besichtigung wagte. Glücklicherweise gelangte er in den Beni und von da in den Madeira. An einer der berühmtesten Stromschnellen zerschellte sein Boot und er ertrank. Die Diener

bis zu dem 30 Leguas weiter oben liegenden Huachi. Von hier bis Miguilla auf eine Entfernung von 20 Leguas erfolgt dann der Transport auf Flößen (flußaufwärts) und von Miguilla kam mit Leichtigkeit eine Eisenbahn längs des Flußlaufes Rio de la Paz — und mit Erstellung von 13 bis 20 Brücken bis auf das Hochplateau geführt werden.“ — „Allerdings“, meint er, „derjenige Theil der Route, der am schwierigsten in gutem Zustande zu erhalten wäre, wäre die Bahn von Miguilla auf das Hochplateau (Stadt La Paz).“ — Ed. Heath ist ein gewissenhafter Forscher, von den Bedingungen aber, welche bei Kunststraßen und Kanälen in dünnbesiedelten tropischen Gegenden in Betracht zu ziehen sind, von der Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien, den Unterhaltungskosten und schließlich der Konkurrenzfähigkeit solcher Projekte scheint er sich keine Rechnung abgelegt zu haben. Heath geht bei seinen Vorschlägen von der Annahme aus, daß seiner Zeit verträglich Unternehmern des Oberst Church, die Stromschnellen des Madeira und Mamoré vermittelt einer Eisenbahn zu umgehen, komme schließlich doch zu Stande; in der That läßt die brasilianische Regierung dieses Projekt mit Recht im Interesse ihrer Provinz Matto Grosso nicht fallen, sondern nimmt es soeben wieder auf, und schon ist die neue Picada abgesteckt.

konnten sich retten und durch sie erfuhr man die Einzelheiten der zur Thatsache gewordenen Beschiffung des Madre de Dios<sup>1)</sup>. Es würde dies aber nicht hinreichen, um geographisch darauf zu fußen, wäre die Wichtigkeit obiger Behauptungen betreffs Eintrittes des Madre de Dios in den Beni nicht durch einen Mann der Wissenschaft, durch Ed. Heath, bestätigt worden.

Ed. Heath, welcher das Departement Beni zum Gegenstande seiner Untersuchungen hauptsächlich in Bezug auf die Kautschukproduktion gemacht hat, widmete der Erforschung des Rio Beni in den Jahren 1880 und 1881 besondere Aufmerksamkeit.

Vor den von ihm angestellten Forschungen wurden alle Landesprodukte, die von der Montana in diesem Distrikte über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten versandt werden sollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° südl. Br. gelegenen Flußhafen Reyes gebracht und von dort quer über Land nach dem Mamoré (Distanz 64 Leguas) weiterbefördert, wo sie eingeschifft wurden. Der Grund, warum die Schifffahrt auf dem Beni an dieser Stelle unterbrochen wurde, lag in der Furcht vor den mordstüchtigen Indianern, welche den unteren Flußlauf des Beni unsicher machen sollten. Heath wagte sich in einem kleinen Boote den Fluß hinunter und überzeugte sich von der Grundlosigkeit dieser Befürchtungen; von gefährlichen Indianern keine Spur. Dagegen bewahrheitete sich seine Voraussetzung von dem Vorhandensein großer Wälder von Kautschukbäumen, und gleichzeitig konnte er sich über den Ausfluß des Madre de Dios, welchen er auf eine gewisse Entfernung hinauffuhr, vergewissern.

Seinen Notizen ist ferner Folgendes zu entnehmen:

Auf der linken Seite münden in den Rio Beni die Flüsse: Seguba, Tarone, Enaperera, Tequeje, Unbuno, Madidi, Madre de Dios und Orton; auf der rechten Seite: der Rio Negro, Venejoja, Veneshuaya, Ivon und Tomas. Die Landungsplätze Tumpasa und Ifamas zeigen die Einmündungen der Flüsse Seguba und Tarone an. Vom Rio Madidi weiter abwärts wird die Zunahme der Gewässer des Beni fühlbar. Beim Zusammenfluß des Madre de Dios mit dem Beni haben diese Flüsse eine Breite von resp. 716,7 und 224 m. Eine Bank (Playa) theilt den Madre de Dios in zwei Arme, von welchen der südlichere 7,50 m Tiefe hat, wie die Mündung des Rio Beni<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Auszug aus einem Briefe des Padre Nicolas Armentia:

Arroho de Ivon, 1. Januar 1885. . . „D. José Buza machte im Jahre 1844 eine Reise an den Madre de Dios als Kommissär im Auftrage des Präfecten des Beni, D. Rafael de la Borda. Das Reisejournal wurde durch Florencio Callaú geführt und muß in den Archiven von Trinidad, der Hauptstadt des Beni, existiren. Sie waren von der Mündung des Mamoré an 28 Tage unterwegs und gelangten bis an den obersten Lauf (Cabeceras) in ihren wohlbemannten Booten. Man hatte ihnen die Weisung gegeben, den Beni zu erforschen und sich auf der rechtsuferigen Seite (d. h. des Flusses) zu halten; sie aber verstanden darunter „rechts“ auf ihrem Wege flußaufwärts. Die Daten, die man dem 1881 in Reyes verstorbenen Florencio Callaú verdankt, scheinen auf die Guarayos zu passen, welche unter dem Namen Sirimiris den oberen Theil des Madre de Dios bewohnen und die hier Guarayos genannt werden. Wäre es nur möglich, das Manuscript von Callaú wieder aufzufinden, welches ein wenig wahrheitsgetreuer ist als der Bericht über Faustino Maldonado, in welchem ich keine Spur von Wahrheit entdeckte, so sehr ihm auch Ramirez Bedeutung beilegt; jener Reisebericht würde unzweifelhaft sehr willkürlich und nach den mündlichen Mittheilungen eines der Ueberlebenden abgefaßt. . .“

<sup>2)</sup> Der Beni hat bei seiner Mündung eine Breite von 1000 m.

Zwischen den Flüssen Venezoja und Veneshuaya leben die Pacavaras-Indianer, im Ganzen vier Familien, zu 15 bis 18 Individuen jede. Gewöhnliche Statur; Hautfarbe weißer als diejenige der Indianer im Allgemeinen; durchlöcherter Ohren und Nasen; gute Physiognomie. Keines der Weiber ist häßlich; einige sind sehr schön. Intelligent und gutmüthiger als die anderen Wilden.

Beinahe alle Jahre kommen Araunas-Indianer, welche Anthropophagen sind und am Rio Mano (Madre de Dios) ihre Wohnsitze haben. Sie brauchen 19 Tage, um an den Beni zu kommen. Rechnet man zwei Leguas per Tag, so ist ihr Dorf 38 Leguas entfernt. Im Jahre 1879 verdingte sich einer für einen Monat und 1880 neun für zwei Monate. Ein Knabe, welchen Dr. Baca Diez im Jahre 1878 kaufte, lernte das „Tacana“, „Caynaba“ und Spanische mit Leichtigkeit; er ist unterwürfig, gehorsam und sinkt, wenn man ihm einen Auftrag giebt, und nützlich, um den Dolmetscher zu spielen, wenn seine Landsleute ihre Besuche machen: die Gewebe, welche sie bringen, zeugen von der Intelligenz, Geschicklichkeit und dem Fleiße ihrer Weiber. Sie sind von mittlerer Statur, häßlichem Gesicht und sehr dunkler Hautfarbe. Sie gehen nackt, und das lange Haar ist in Gewebe eingewickelt. Wer in ihre Hände fällt, hat auf sein Leben wohl Achtung zu geben. Ich glaube, daß es in ihrem Dorfe keine Stechfliegen giebt, da ihr Körper durch keine Flecken entstellt ist, während die Pacavaras oder Pacaguaras voll von Geschwüren und Schorfen sind, die von den Stichen der Tabanos und Maraisus bei Tag und der Mosquitos bei Nacht herrühren.

In einem Gespräche mit ihnen über die Flüsse Mano<sup>1)</sup> und Beni sagte Dr. Baca, daß ich mich entschlossen hätte, den Beni bis zum Rio Mano hinabzufahren: — „Wie ist es möglich, daß Ihr an ein solches Unternehmen denkt, wenn wir, die wir Männer sind, es nicht thun können?“ — „Warum seid Ihr Männer und ich nicht“, fragte der Doctor. — „Weil wir sehen, daß Ihr bloß ein Weib habt, während der Untauglichste unter uns wenigstens deren vier besitzt.“

Sie sagen, daß es unzählige Kautschukbäume (*Siphonia elastica*) in der Nähe ihres Dorfes giebt, was durch die Aufschließung von Estradas (eine Estrada = 100 Bäumen; je ein Arbeiter hat eine Estrada zu besorgen) auf eine Distanz von 7 Leguas nach jener Richtung hin bewiesen ist; man stieß dort auf die größten und am dichtesten bei einander stehenden Bäume. Zwei Tage oberhalb des Madidi liegt die Mission Cabinas mit den Cabineños-Indianern. Ihre Zahl übersteigt 60 Seelen nicht.

Keiner der Stämme hat bis jetzt (1880) die Kautschukfammlung beklagt; sie haben sich vielmehr entgegenkommend gezeigt.

<sup>1)</sup> Der Madre de Dios wird bald mit dem indianischen Namen Amaramayo (Schlangensuß, nach seinem sich schlängelnden Laufe), bald mit Maná oder Mano bezeichnet. Den Aquiri nennt der Padre Armentia bald Aquiri, bald Acre (Chandleß Acre); Andere schreiben wieder Acuri.

Die geringe Scheuheit des Wildes und die Abwesenheit von Spuren oder Anzeichen von wilden Indianern unterhalb des Rio Veneshuaya lassen mich vermuthen, daß sich in diesem Distrikte keine Wilden aufhalten. Außer dem Kautschuk giebt es arabischen Gummi, Kakao, sowie viele Mandelbäume (brasilianische Nüsse: *Bartholetis excelsa*) vom Hafen Salinas-Reyes bis zum Madre de Dios und Vanille von Siamas bis zum Rio Venezoja und vielleicht weiter hinunter.

Tumupasa liegt an einem der Ausläufer der großen waldigen Gebirgsregion (Montaña), und der Blick, der über die Bäume hinweg, in nördlicher und östlicher Richtung nur dem Horizonte begegnet, vergleicht das ganze landschaftliche Bild einer ruhigen Meeresfläche.

Früh Morgens unterscheidet man über diesem Blättermeere den Lauf des Beni durch den vom Wasser aufsteigenden Nebel.

\* \* \*

Der Erforscher des Purus, William Chandleß, fuhr 1865 dessen südlichen Zufluß, den schiffbaren Aquiri, hinauf bis 10° 52' südl. Br. und 72° 16' westl. L. v. Gr., in der Hoffnung, an den Madre de Dios zu gelangen. Er erreichte ihn nicht; aber bei weiterem Vordringen zu Lande stieß er in einer Entfernung von fünf Leguas auf ein Gewässer, das in südöstlicher Richtung floß und von dem man mit ziemlicher Sicherheit annimmt, daß es der Ursprung der Flüsse Merube (Meruri?) und Tupyá war, Zuflüsse des Madre de Dios, die in gleicher Richtung in ihn einmünden, so daß, wenn dieser Forscher vier oder fünf Leguas weiter vorgebrungen wäre (was er unglücklicher Weise unterließ), er wahrscheinlich den Punkt erreicht hätte, wo sie sich in den Madre de Dios ergießen.

Seine ganze Erforschungsreise hatte indeß das Gute, die Thatsache, welche man schon kannte, zu bestätigen: daß der Purus in seiner enormen Länge breit und tief genug ist, um die Schifffahrt zu begünstigen<sup>1)</sup>, und daß er im Gegensatz zum Madeira und anderen Flüssen von Hindernissen, wie Klippen, Bänken und Stromschnellen, frei ist.

Auf Chandleß ist in der Erforschung des Purus der Nordamerikaner Azael Piper gefolgt, der von der bolivianischen Regierung die Koncession zur Errichtung von Kolonien in den östlichen Regionen des Landes erhalten hatte. Zwei Mal befuhr Piper den Purus; das erste Mal 1871, das zweite Mal 1874. Seinen Angaben zufolge hat er an dessen Ufern ein über 300 Meilen sich erstreckendes Areal mit 3000 Kolonisten bevölkert. Hinsichtlich der Vortheile, welche die Schifffahrt auf dem Purus darbieten würde, stimmen seine Ansichten mit denjenigen seines Vorgängers Chandleß überein. In Betreff einer natürlichen Verbindung mit dem Madre de Dios versichert er, daß eine solche nicht existire, daß sich aber beide Flüsse auf eine große Strecke bedeutend nähern.

<sup>1)</sup> Doch wohl nur in der Regenzeit.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Chr. Gruber, Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Süd-

Bayerns. — In „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ Bd. I, Heft 4.

Das Münchener Becken erscheint als eine Ausweitung

des Jfarkthales, wie sie alle bedeutenderen Flußthäler des Alpenvorlandes zeigen; es liegt genau an der Grenze der Moränenlandschaft. Charakteristisch sind die Moore und Sieden; erstere entstehen, wo die quartären Geröllschichten sich nicht mehr über den Spiegel des auf undurchlässigem Tertiär stehenden Grundwassers erheben, letztere, wenn die durchlässigen Geröllmassen so mächtig sind, daß das Grundwasser auf die Oberfläche keine Wirkung mehr ausübt. Unter den Mooren unterscheidet der Verfasser:

1. Thalsflächenmoore, nördlich der Moränenlandschaft, je nach ihrer Entstehung in Quellen-, Stau-, und Infiltrationsmoore zerfallend.
2. Muldenmoore innerhalb der Moränenlandschaft, bald am Rande und den Ausgängen der Vorlandseen gelegen, bald Ueberbleibsel verschwundener Seen, entweder in Gletscherdepressionen oder nur in Moränenmulden.
3. Gebirgsmoore, die wieder verschieden sind, je nachdem sie an Hängen, auf Gipfeln und Plateaus, in abfluslosen Einsenkungen oder in der Thalsohle liegen.

Ko.

— Genieoberlieutenant Simon sprach kürzlich vor der Sektion Uto des Schweizerischen Alpenklubs über die Hochgebirgsaufnahmen der Expedition, welcher er im vergangenen Sommer angehört hatte. „Zwei Monate verwildert, abgefordert von der Kulturwelt, den behaglichen Komfort der gebildeten Europäer entbehrend, mitten im Herzen Europas in einer Stein- und Eiswüste ein halbes Eskimoleben führend, täglich zu neuen Strapazen gerüstet“ — so schilderte er (nach der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 22. November 1885) das Leben eines Topographen, der oben im Hochgebirge Aufnahmen macht. Die interessanteste Aufgabe, welche die Expedition löste, zu der Oberlieutenant Simon gehörte, war wohl unstreitig die Besteigung der Jungfrau. In wilden Hängen stürzt diese Bergriesin nordwärts zu Thal; nicht so schroff, aber ebenso imposant dacht sie sich nach Süden ab; entsendet sie doch auf dieser Seite ihre Firnmassen in die Firnmulde des großen Aletschgletschers, des größten der Alpen, von dessen gewaltigen Eismassen man eine annähernde Vorstellung erhält, wenn man bedenkt, daß dieser einzige Gletscher, in Blöcke von den Dimensionen des eidgenössischen Polytechnikums zerlegt, genügen würde, um einen Viertel des Äquators mit einem zusammenhängenden Eisgürtel zu umfassen. Am 14. Juli 1885 stieg die kleine Expedition in die Eisgestirbe des großen Aletschgletschers bis zur Konfordinthütte hinauf; einige Tage darauf wurde der Gipfel der Jungfrau erstiegen, der aber kaum einer einzigen Person Raum zum Aufrechtstehen gewährt. „Wenn von hier aus Photographien aufgenommen werden sollen, so bleibt nichts übrig, als vom Gipfel so viel wegzunehmen, bis die Schnittfläche genügt, das Instrument aufzustellen. Die Entthauptung der Jungfrau wird beschloffen. Volle anderthalb Stunden lang wird aus Leibeskräften darauf los gehauen. Die Jungfrau ist etwa  $1\frac{1}{2}$  m niedriger geworden. Das Instrument wird aufgestellt und nicht ohne seiltänzerische Evolutionen die ganze Hochgebirgsrundschau in sechs Platten aufgenommen. Nach 1 Uhr Nachmittags wird der Rückweg angetreten. Vorsichtig geht es in den Stufen hinunter, über erweichte Schneebrücken und bodenlose Firnfelder. Erdrückend heiß, fast unangenehm ist die von allen Seiten reflektirte Sonnengluth. Die Gesichtshaut wird vollständig geröthet. Aber trotz allen Anstrengungen werden noch mehrere Aufnahmen gemacht. Abends 8 Uhr trifft die Expedition ohne Unfall wieder in der Konfordinthütte ein. Am folgenden Tage wird der Trugberg erstiegen, jeder Tag bringt neue Aufgaben. Eine Menge Hochgebirgsgipfel wird mit dem Apparate besucht, auch das stolze Finsteraarhorn nicht verschont. In der Konfordin- und Oberaarhütte entwickelt sich ein gemüthliches Klubhüttenleben, bis diese Standquartiere endlich aufgegeben werden.

Die Expedition siedelt ins Böttchenthal über und stirmt theils von Nied, theils von der Bietshornhütte aus eine ganze Reihe von Punkten der Böttchenkette, bis der Umschlag der Witterung sie zur Heimkehr zwingt. Auf denjenigen, der sie lange ausschließlich bewohnt (so heißt es am Schlusse des interessanten Berichtes), übt doch die Hochwelt den Eindruck des wüsten, öden Gebirges aus. Nur im Kontraste wirkt sie bestrickend, und auch der Eindruck des Ueberwältigenden schwindet mehr und mehr, wenn wir uns wochenlang unausgesetzt darin aufhalten. Auch der Kitzel, Gefahren zu bestehen, verschwindet allmählich und der durch strengen Dienst, durch Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art hart mitgenommene Topograph frent sich, aus der Wildniß wieder in die Gegenden der menschlichen Kultur hinabzusteigen.“

— Die schottische meteorologische Gesellschaft hat auf dem 4400' hohen Ben Nevis ein meteorologisches Observatorium erbaut, welches mit dem am Meeresstrande in direkter Linie nur fünf englische Meilen entfernten Fort William zusammen interessante gleichzeitige Beobachtung der oberen und der unteren Luftschichten gestattet. Der Berg liegt recht mitten in der Bahn der nordatlantischen Stürme und da unser Wetter vorwiegend von den dort vorbeipassirenden Minimis abhängt, so haben die schottischen Beobachtungen ein sehr direktes Interesse auch für uns.

— Nach Waldemar Raden's Büchern greift jeder Italiensfahrer mit Erwartung; denn er ist sicher, Genuß und Belehrung bei diesem trefflichen Kenner italienischen Landes und Volkes zu finden. Er selbst spricht es in seinem neuesten Werke, „Neue Weltanschauung-Bilder und Historien“ (Leipzig, B. Glöckner, 1886), aus, daß er jetzt das Volk Neapels besser verstehe, als vor einem Jahrzehnte, daß er tiefer in sein Wesen eingedrungen sei, als zuvor. Die zehn Artikel, welche er unter der Ueberschrift „Unterm Wolfe“ zusammengefaßt hat, können auch Männern der Wissenschaft manches Neue enthüllen. Wir haben das ganze Buch mit großem Vergnügen gelesen.

#### A s i e n.

— Die russische Regierung hat für das Jahr 1886 255 500 Rubel angewiesen zu neuen geodätischen Aufnahmen in Ferghana, dem Usuri-Gebiete, Transkaspien und Simland.

— Die Herren Dr. Bunge und Baron von Toll beabsichtigen für das nächste Jahr eine Expedition nach Neu-Sibirien, das seit 1823 nur von der unglücklichen Jeannette-Expedition wieder besucht worden ist. Nach den letzten Nachrichten (von Mitte Juli 1885) befanden sie sich im Gebiete der Jana (östlich der Lena), wo Dr. Bunge den östlichen Fuß der selben, die Aldytscha, Baron Toll die westlichen Aufgahach und Butintai erforschte und namentlich reiche geologische Ausbeute machte.

— Die Kohlenproduktion Japans hat nach den Angaben von Raumann in seinen Begleitworten zu der dem internationalen Kongreß in Berlin vorgelegten geologischen Karte des Inselreiches bereits einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen und macht selbst in den chinesischen Häfen der englischen Steinkohle siegreiche Konkurrenz. Obwohl die ältesten Kohlenflöze erst der Juraperiode angehören, zeigen die Kohlen doch vielfach die Charaktere der echten Steinkohle und selbst des Anthracits. Die Hauptflöze liegen in Kinsiu und in Yesso, also an den Endpunkten des Reiches. Im Jahre 1881 waren bereits 773 Gruben im Betriebe, von denen aber die meisten nur lokale Bedeutung hatten und zwei, Takashima und Miike, beide in Kinsiu gelegen, beinahe die Hälfte produciren. Beide liegen dicht am Meere; die Werke von Takashima reichen sogar unter den Meerespiegel hinab und von den drei dazu gehörigen Flößen ist das oberste erflossen, weil man in Folge ungenauer

Berechnung einen Stollen ins Meer hinein durchschlug. Takasima liegt auf einer kleinen Insel, nur acht Seemeilen von Nagasaki entfernt; die Werke gehören der großen Schiffahrtsgesellschaft Mitsubishi. — Miike liegt etwas weniger günstig, doch auch noch nahe der Küste, und seine Flöße sind ausgedehnter und weniger durch Verwerfungen gestört; das Werk ist Regierungseigenthum. — Die Kohlenschichten von Yesso sind ungleich bedeutender, als die südlicheren, aber sie liegen weiter im Inneren des Landes. Das Hauptwerk ist Poronai, dessen Kohle für die beste in Japan gilt; es ist neuerdings durch eine Eisenbahn mit dem Hafen von Otaru verbunden worden und versorgt besonders den Hafen von Sakodate. Die japanische Gesamtproduktion belief sich 1881 auf 888 706 Tonnen.

— Die deutsche, nun freilich wieder rückgängig gemachte Annexion der Karolinen-Inseln hat den Spaniern Angst eingegeben, es könnte dem Deutschen Reiche einfallen, auch jene Theile der Mindanao-Küste, wo eingeborene mohammedanische Sultane und Dattos nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zur spanischen Krone stehen, zu okkupiren. Um einen neuerlichen Konflikt zu vermeiden, hat der Generalkapitän der Philippinen, Don Emilio Terrero, Ende September die an der Südspitze Mindanaos liegende Inselgruppe der Sarangani-Inseln militärisch besetzen lassen. Die einheimischen Namen der Inseln sind: Tumanao (Sarangani Spitze) und Balut (Sarangani Dese). Auf der ersten genannten Insel, welche vier vortreffliche Häfen besitzt, ist das spanische Fort angelegt worden. Die Mauren (Mohammedaner) fügen sich willig in die neuen Verhältnisse. Balut hat schroffe Klüften und eine Menge von Schluchten aufzuweisen.

### A f r i k a.

— Von namhaften Afrikareisenden sind jüngst zwei nach Europa zurückgekehrt: Savorgnan de Brazza nach Paris und Paul Reichard nach Wiesbaden resp. Berlin. Die topographischen Ergebnisse, welche letzterer dem Herausgeber dieses Blattes zur Veröffentlichung übergeben hat, zeichnen sich durch eine seltene Genauigkeit und Sorgfalt aus; leider werden diese umfangreichen Aufnahmen im Quellgebiete des Congo nicht durch astronomische Beobachtungen gestützt.

— Auf Seite 351 des 48. Bandes meldeten wir, daß die ganze Küste von Dahome, ja das ganze Reich unter portugiesischen Schutz gestellt worden sei. Eine Art Erklärung zu diesem Vorgange giebt H. Zöllner (Die Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, II, S. 27), obwohl er das Ereigniß selbst gar nicht erwähnt, auch nichts davon wissen konnte, als er jene Zeilen schrieb. Auch schon vorher hatten die Portugiesen in Weida ein Besatzungsrecht, das aber in kläglicher Weise ausgeübt wurde, und welches der ganz unabhängige König von Dahome mehr als eine Ehrenbezeugung, denn als eine Verkürzung seiner Hoheitsrechte anzusehen schien. Doch meint Zöllner, daß trotzdem die Portugiesen dort in größerem Ansehen stehen, als irgend eine andere europäische Macht. „Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner anderen europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Kommandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich nothwendig erachtete

Staffage zu allen größeren Festlichkeiten. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutze des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrecht erhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, andererseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchttrühe zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo Jedermann vom Könige abwärts bis zum Händler über den verschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise theilen, so ist damit ein Anknüpfungspunkt gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt.“

### Inseln des Stillen Oceans.

— Forbes will den Versuch machen, den Gipfel des 13205 Fuß hohen Owen Stanley-Berges auf Neu-Guinea zu erreichen, auf Pfaden, die bis jetzt der Fuß keines weißen Mannes betreten hat; es ist seine Absicht, zunächst ein Lager 25 Meilen weit im Inneren des Landes gelegen, zu Sogeri, in der Nähe der vorliegenden Bergketten, aufzuschlagen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Wetter besser ist, will er dann den Versuch machen, den höchsten Punkt zu erreichen. Er wird wohl einige Jahre in Neu-Guinea bleiben, da seine Frau ihm folgt und er mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist.

— Zwischen Großbritannien und Frankreich ist nach längeren Verhandlungen ein Vertrag geschlossen worden, wonach letzteres seine Ansprüche auf die Westküste von Neufundland aufgibt und dafür in den endgültigen und vollen Besitz der beiden zu dem Societäts-Archipel (Inseln unter dem Winde) gehörigen Inseln Raiatea und Borabora gelangt.

### Nordamerika.

— Bei Northborough in Massachusetts hat man zusammen mit Mastodonüberresten und offenbar gleichalterig mit denselben einen Menschenschädel gefunden, der Herrn F. W. Putnam übergeben wurde und von diesem beschrieben werden wird.

— Friedrich von Hellwald's Schilderung der Vereinigten Staaten „Amerika in Wort und Bild“ ist nach vor Weihnachten mit der 65. Lieferung zu Ende gediehen und bildet, in zwei stattliche Prachtbände gebunden, eine Zierde jeder Bibliothek. Der zu den besten unter den populärstrebenden Schriftstellern zählende Autor schildert mit bekannter Formengewandtheit uns die in Europa so gut wie unbekanntem landschaftlichen Schönheiten, die Städte, die Menschen in ihrem Thun und Treiben, die Ureinwohner, Handel und Verkehr, das riesige Anwachsen der Union u. s. w., und in dem Bestreben, klare Vorstellungen zu erwecken, unterstützen ihn gegen 600 zum Theil prachtvolle Abbildungen. Eine Probe derselben brachte der „Globe“ vor 2½ Jahren (Bd. 43, S. 303).

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Von der belgischen Küste. (Mit drei Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. II. — Die erste Erforschung des Madre de Dios. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 11. December 1885.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.